



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nemo: Randglossen zum Tage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Randglossen zum Tage

An den Herausgeber



Aben Sie, sehr geehrter Herr, einen Onkel in der Landwirtschaft, oder einen Vetter in der Etappe, da, wo sie nahrhaft ist? Dann schicken Sie ihnen einen Kalender, auf daß sie daran denken, daß die Sonne jeden Tag ein bißchen höher steigt und unter ihrem wärmeren Strahl bald die eingepackte Butter schmelzen und der sorgfältig unternützlich gemachte Schinken belebt wird. Das ist jetzt einer der schmerzlichen Unterschiede der Zeit: was die Großstadt an Genüssen versendet, die politischen Betrachtungen der führenden Besserwisser, die geistreichen Verse und Melodien der neuesten Operette, halten sich, bis sie in Posenmüdel ankommen, was uns Posenmüdel schickt, müssen wir mit wachsender Sorge erwarten. Nie war Berlin so klein, so schüchtern, so bittend-zaghaft, nie Posenmüdel so machtvoll. In Berlin wird uns täglich das Bibelwort neu: Es ging ein Mann hinab gen Jericho und er fiel unter die Räuber. Es gibt nichts Ergreifenderes, als die Opferlammshaltung, in der wir uns täglich scheren lassen. Nichts kindlichreineres — mit verschwiegenen und verborgenen Ausnahmen natürlich — als das Berlin, das sozusagen keinen Alkohol mehr genießt, das nicht mehr tanzt und lumpft, das brav im Theater oder Kino sitzt, gestittet sein Kriegsbierwasser trinkt, früh zu Bett geht und von dessen Weltstadt-Lasteratmosphäre kein Hauch mehr zu spüren ist. Wir sind ganz Geist geworden, ganz Seele, vom Materiellen unbeschwert. Wir lesen in der Zeitung, daß Bayern bald noch besseres Bier haben wird, als es sich bisher hat erhalten können, und wir lächeln sanft. Wir sind so gut geworden, daß wir den süddeutschen Brüdern gönnen, was wir selbst nicht haben können. Von Zeit zu Zeit bringt uns jemand eine Speisekarte aus Bayern mit. Wir lesen sie mit dem Gesichtsausdruck, mit dem wir als Kinder Bechsteins Märchen lasen und sagen: Wie schön ist das! An höheren Festtagen kaufen wir uns eine Flasche Kragbürtler Schattenseite für sieben Mark und schlürfen andachtsvoll jeden Tropfen. Noch nach dem Kriege wird man überall den Berliner am asketischen Gesichtsausdruck erkennen, an der Schüchternheit beim Einkauf und an der Fähigkeit, alles, aber auch alles zu essen und zu trinken. So finden uns die ersten Tage dieses Frühling der militärischen Ereignisse und der politischen Ereignislosigkeit als lyrisch-vegetarisch-abstinente Menschen von ätherischer Schlankheit, imstande, wie kein Geschlecht vorher, zu entlagen und regiert zu werden. Die Geübteren unter uns verstehen es, mit einem Stück Brot und einem Zeitungsartikel über die Vorräte in der Ukraine so froh zu schmelgen, wie früher an einem Gratisbuffet. Könnte man die Berliner zusammen auf eine Waage setzen, so würde ein Gewichtsverlust herauskommen, der ungefähr den Mond aufwiegt. Wenn eine Frau ihren Mann vor zwei Jahren nicht ausstehn konnte, hat sie heute die Freude, dreißig Pfund weniger ertragen zu müssen. Wer unter seiner Schwiegermutter gelitten hat und ihre Gewichtsabnahme feststellt, sieht sein Leiden um durchschnittlich ein Drittel vermindert. Soviel Einbrüche auch verübt werden, „Schwere Jungen“ gibt's nicht mehr und die anständigste Frau ist heute eine leichte Person. Das alles ist mit natürlichen Dingen zugegangen, aber die innere Einstellung auf einen Zustand, den vor drei Jahren niemand für erträglich gehalten hätte, ist das heitere Wunder der Zeit, und die alte Regel, daß man dem Hund den Schwanz stückweise abhacken soll, gilt, wie wir erlebt haben, auch für Entbehrungen und Wucher. Nach und nach lernt sich das Verzichten und das sich ausplündern lassen, so daß es sich unter ruhiger Heiterkeit aller Beteiligten abspielt. Das Lehrreiche des Zustandes, für den Berlin Symbol und Gipfel zugleich ist, ist die Tatsache, daß sich in völliger Ordnung und bei gänzlich ungestörtem Ablauf des öffentlichen Lebens und des Durchhaltens der Zustand der völligen Umkehrung des wirtschaftlichen Lebens und des Verjagens der Volkswirtschaftspolitik, — soweit sie nicht die Versorgung mit einigen wenigen Haupt-Nahrungsmitteln betrifft, — herausgebildet hat.

Von dem Umsturz der wirtschaftlichen Theorien, mit Ausnahme des Fundamentalsatzes von Angebot und Nachfrage, garnicht zu reden. Daß man die Valuta-Angst, diese Bundesgenossin der Gaunerei, nicht ablegt, bis der verarmte Mittelstand den letzten Groschen hergegeben hat, den er einmal nicht Dingen opfern will, die der Behörde nicht als unentbehrlich erscheinen, gehört zum Bild dieser sonderbaren Zeit. Sie lassen sich nicht auf eine Formel bringen.

Seine Excellenz, der Herr Oberpräsident von Pommern, Dr. Michaelis, hat es in einer Rede versucht, die er kürzlich in einem Harzstädtchen hielt. Er sagt, Gott habe uns die Prüfung geschickt, weil das Geld bei uns zu herrschen anfing. Gott wollte uns vor völliger Materialisierung bewahren. Das ist die Formel des früheren Reichskanzlers. Sie ist nicht neu und hat gegenüber andern Stärkungsmitteln aus der großen Apotheke der Weltanschauungen den Vorteil der ehrwürdigen Herkunft. Aber was so öffentlich ausgesprochen wird, muß sich gefallen lassen, öffentlich kritisiert zu werden, und man kann nicht umhin, einiges einzuwenden. Zum Beispiel: Hat die lange Prüfungszeit die Zeichen der Besserung gebracht? Oder haben sich nicht gerade infolge der langen Dauer der Prüfung Erscheinungen entwickelt, die eigentlich nach Abschluß dieser Prüfung eine neue zur Begläuterung der moralischen Kriegsschäden nötig machen würde? Um wieviel Prozent hat neu erwachter Materialismus die Achtung vor Gesetzen sinken und die Zahl der Übertretungen steigen lassen? Um wieviel ist gerade durch die wirtschaftlichen Verhältnisse des Krieges die Gewinn gier gestiegen? Wer macht nicht alles sein Kriegsgeschäft aus den Schwierigkeiten der Zeit, wer will nicht schnell und viel verdienen an der Notlage, die der Krieg geschaffen hat? Buchern und schachern nicht Unzählige, die vor dem Kriege mindestens nolens, wenn auch nicht volens auf dem geraden Wege der geschäftlichen Tugend blieben? Nun kann man ja vom Standpunkt des Bußpredigers ergänzend die Theorie aufstellen, daß gerade die Zunahme dieser Erscheinungen einen Teil der Prüfung bildet. Aber dann gerät man in eine Verwirrung sonderbarer Art, denn dann hätte die Prüfungszeit mehr Leute in die Sünde getrieben, als von der Sünde befreit und es wäre, wie gesagt, nötig, die Prüfung ins Unendliche zu verlängern, wobei sich aber die Vermehrung der aus dem materialistischen Geist geborenen Sünde fortsetzen würde. Die Prüfung selbst würde also die Notwendigkeit neuer Prüfungen verursachen. Es scheint, daß die Bußpredigtformel nicht den Deckel bildet, der den Topf ganz zudeckt. Und wenn wir den angenehmen Fall setzen, daß die Versorgung wieder normal ist, die Genußgüter wieder zu haben sind, wird der Not-Nizet zum freiwilligen Mäßigkeitsapostel gewandelt sein? Wird, wer so lange entbehrt hat, nun am Becher der gewöhnlichen Freuden nur nippen? Wird sich, wo sich jetzt der trockene Exerzierplatz der Entsagung dehnt, kein Sumpf mehr bilden? Ich glaube, es wird sozusagen und einigermaßen das Gegenteil der Fall sein und auch nach dieser Seite hin wird die Formel der Prüfung nur sehr unvollkommen stimmen.

Nein, es scheint, diese Zeit läßt sich nicht auf eine Formel bringen. Das Kleine und das Große, das Herrliche und das Miserable, das Hohe und das Niedrige ist darin, wie in den Menschen, gemischt und wird gemischt bleiben. Wohl dem, der ein kräftiges regulatives Prinzip hat, das ihn bei der Stange der Anständigkeit hält und ihm die beruhigende Auslegung der Geschehnisse liefert. Die meisten Leute sind mit ihrer Philosophie so in Unordnung geraten, wie mit ihrer Verdauung, verfallen leicht in Paragraphenübertretung und sehr viele Zwangsasszeten haben sich schon vorgenommen, wenn die Zeiten wieder besser werden, einmal so materialistisch zu sein, wie sie es zwei Jahre lang nicht sein konnten. Inzwischen genügt uns die Überzeugung, daß in der Abwehr einer systematisch auf unsere Unterdrückung eingestellten Politik wie draußen so drinnen ein tapferer Kampf ohne Nachlassen gekämpft werden und dabei auch allerlei moralisch Schlimmes, das der Vulkan der Zeit auspeit, ertragen werden muß. Ein Trost ist, daß die Zeit auch viel praktisches Christentum hat lebendig werden lassen, ausgeübt von Leuten, die gar nicht mehr recht wissen, wie eine Kirche von innen aussieht.

Auch das Gute im Menschen ist nicht umzubringen, selbst nicht in einer Zeit, die so viel Möglichkeiten zu ungestrafter Gaunerei eröffnet hat. Ist der Krieg vorüber, wird sich auch die vorher übliche Mischung unter den Menschen wieder herausstellen und wenn erst wieder nicht nur Blut, sondern auch Bier dicker ist als Wasser, wird auch der Großstadt-Mensch den ungewohnt prärafaelitischen Zug in der äußeren Erscheinung verlieren. Wer einen Onkel auf dem Lande hat oder einen Better in der Steppe, da, wo sie nahrhaft ist, der braucht ihn nicht zu verlieren, denn er hat ihn nie gehabt.

Ihr Nemo.



Der Friede mit Rumänien

Von Georg Kleinow



Obwohl die Tagespresse den Abschluß des Friedens mit Rumänien schon mehrfach mit weit sichtbaren Überschriften verkündet hat, dürften, wenn nicht zu guter Letzt etwas dazwischen kommt, noch mindestens zwei bis drei Wochen vergehen, ehe mit der Unterzeichnung des Friedensinstrumentes zu rechnen ist. Bisher sind nur Teile des Vertrages paraphiert; d. h. sie sind mit den Anfangsbuchstaben der Unterhändler gezeichnet, und keine der Parteien darf ohne Einwilligung der anderen etwas an den bisher festgelegten Texten ändern. In unserem Falle ist der Vertrag paraphiert worden, angeblich, um die endgültige Zeichnung bis zu dem Zeitpunkt zu verschieben, wo auch alle wirtschaftlichen Fragen geregelt sein werden. Da es sich dabei um die sehr mühsamen Arbeiten an Einzelfragen des künftigen Handelsvertrages, an den Eisenbahntarifen, ferner um die Benutzung der Donau und ihrer Häfen sowie der Eisenbahn Czernawoda—Constanza handelt, wird auch wohl der April hingehen, ehe der Friedensvertrag ratifiziert vor uns liegt. Was wir vom Inhalt des Vertrages wissen, gibt uns einen Schein des Rechtes, mit der Arbeit unserer Diplomatie nicht eben zufrieden zu sein: die Belassung des Königs Ferdinand, dessen innere Haltlosigkeit den Verrat Bratianus nicht zu verhindern vermochte, auf seinem Posten, stellt starke Anforderungen an unser Gefühl für Reinlichkeit und der Verzicht auf eine dem Reichtum des Landes entsprechende Kriegsentschädigung wird uns nur dann einleuchten, wenn Rumänien mit entsprechenden Leistungen auf andern Gebieten aufwartet. Ein Rückblick auf den Gang der Friedensverhandlungen und ein Überblick über die Faktoren, die auf ihm gelastet haben und noch lasten, mögen beleuchten, wie wir uns zu dem endgültigen Friedensschluß zu stellen haben werden.

Die Ansprüche der Bundesgenossen

Die bisherigen Verhandlungen mit Rumänien standen vorwiegend unter dem Zeichen der Befriedigung der Ansprüche unserer Bundesgenossen sowie des Ausgleichs dieser Ansprüche mit den Interessen aller Beteiligten. Bei allem war von vornherein gegeben, daß Rumänien als Staat nicht von der Karte verschwinden sollte, daß dieser Staat wirtschaftlich und politisch mit den mitteleuropäischen Mächten verbunden werden mußte und daß somit auch Verhältnisse zu schaffen waren, die ihm eine möglichst große Prosperität gewährleisteten. Solchem Streben standen nun vor allen Dingen die sehr weitgehenden Ansprüche, die Ungarn und Bulgarien an rumänisches Gebiet glaubten stellen zu müssen,